

Die Tempel der Trauben

Wein trifft Architektur-Avantgarde: Schöner trinken in der baskischen Region Rioja Alavesa. [Seite 2](#)

Die Gestade der Gelassenheit

Idealmaß: Auf Samos gibt es nicht nur den prächtigsten Männerpopo der Antike zu bewundern. [Seite 3](#)

Die Kunst des Kompostierens

Heile Welt: In Highgrove hat sich Prinz Charles sein privates Paradies geschaffen. [Seite 5](#)



Die Melancholie der Grenze

Ein breiter Streifen Niemandsland trennt in Zypern den Norden vom Süden: ein Grenzbericht. [Seite 6](#)

Leben und Sterben im Schatten des Monte Rosa

Piemontesisches Wunder: Die Grande Traversata delle Alpi ist das einzige groß-angelegte Projekt des nachhaltigen Tourismus in den Alpen, das seit fast vierzig Jahren in unveränderter Form weiterbesteht. Doch es ist eine Erfolgsgeschichte mit Tücken.

Von Gerhard Fitzthum

Das ein Weg einfach nicht enden will, gehört zu jenen Erlebnissen, auf die Wanderer gerne verzichten. Beim Aufstieg aus der Talsohle der Dora Baltea ist das jedoch ganz anders. Denn einen derart intakten Saumpfad kann man im Europa des einundzwanzigsten Jahrhunderts lange suchen. Er ist zwei Meter breit, säuberlich gepflastert, mit Querrillen für den Wasserabfluss versehen und von hohen Trockenmauern flankiert. Statt wie anderswo in den Alpen schon im nächsten Weiler, am nächsten Privatgrundstück oder an der nächsten Straße zu enden, zieht sich diese „Mullattiera“ fast tausend Höhenmeter durch verwildernde Kastanienselven aufwärts – bis in die weitläufigen Almgebiete von Trovinasse, die einmal das Kapital der lokalen Bevölkerung waren. Wann dieser Weg erbaut wurde, lässt sich nicht bestimmen. Sicher ist nur, dass er aus Zeiten stammt, in denen es zum Zufußgehen noch keine Option gab. Und dass es seinen unbekanntesten Baumeistern nicht um Ästhetik, sondern um die Logik der Kraftersparnis ging. Dort, wo das Gelände steiler wurde, legten sie Serpentinan an, damit der Steigungswinkel unverändert blieb. Das war den schwerbepackten Maul- und Züglitieren geschuldet, verhalf und verhilft aber auch Zweibeinern zu einem angenehm gleichbleibenden Atemrhythmus. Rucksackträger haben hier geradezu das Gefühl, in die Höhe gezogen zu werden – auch wenn der Schweiß in Strömen fließt.

Die Bilderbuchtrasse gehört zu den Prunkstücken der Grande Traversata delle Alpi (GTA), des großen piemontesischen Weitwanderwegs, der sich in achtundsechzig Etappen von der Schweizer Grenze bis zum Ligurischen Apennin schlängelt. Wegen der speziellen Topographie des Westalpenbogens muss hier eine Passhöhe nach der anderen überschritten werden, was die Sache nicht gerade gemühtlich macht. Deshalb ist die GTA auch keine „Alta Via“, kein Hochgebirgsweg, der weitgehend oberhalb der Baumgrenze verläuft und sich damit vom menschlichen Siedlungsraum fern hält. Statt die Trampelpfade der Bergsportszene nutzt sie Wege, auf denen einst Bergbauern, Pilger, Händler, Schmuggler und Partisanen unterwegs waren. In deren Geschichte tritt man nun gleichsam Schritt für Schritt ein. Von einem Angebot für Hüttenromantiker kann also keine Rede sein. Abends geht es wieder in die Dörfer hinunter, in denen den erschöpften Wanderer ein einfaches Matratzenlager erwartet, meist aber auch eine Trattoria, in der man sich mit ausgezeichnetem piemontesischer Hausmannskost für die Strapazen des Tages belohnen kann. Selbst in den hintersten Winkeln der Region bestätigt sich, was Friedrich Nietzsche einmal apodiktisch formuliert hat: „Die beste Küche ist die Piemonts!“

Das antialpinistische Konzept ist kein Zufall. Denn die GTA ist nicht das Produkt italienischer Bergfexe, sondern ein von Alpinautoren, Bergführern, Schriftstellern und Buchhändlern initiiertes Projekt der dezentralen Tourismusentwicklung, bei der die Sozialverträglichkeit an oberster Stelle steht.

Die Orientierung an den ökonomischen Interessen der Einheimischen war auch deshalb nötig, weil kaum eine andere Alpenregion so sehr unter Entvölkerung leidet wie das Piemont. Aus den meisten Tälern zwischen Monte Rosa und Seetal sind in den vergangenen fünfzig Jahren zwei Drittel der Bewohner abgewandert – in die stark industrialisierte Po-Ebene, aber auch nach Frankreich und nach Übersee. Während in den meisten Alpenregionen der Tourismus die wirtschaftliche Talfahrt bremste, redu-



Die Einsamkeit des Fernwanderers: Über eine Strecke von tausend Kilometern führt die Grande Traversata delle Alpi durch die Dramatik der Westalpen und stößt dabei kaum auf Zeichen von Zivilisation. Foto Gerhard Fitzthum

ziert sich der Fremdenverkehr in den Grajischen und Cottischen Alpen auf zwei bis drei Wochen im August und auf den sonn-täglichen Ausflugsverkehr.

Die ersten Planungen für die tausend Kilometer lange Alpentraverse gehen auf die späten siebziger Jahre zurück, als auf der französischen Seite das Konzept der Grandes Randonnées erste Erfolge feierte. Was lag nun näher, als auch diesseits der Grenze einen tälübergreifenden Wanderweg auszuweisen und in leerstehenden Schulen und Rathäusern Übernachtungsplätze zu schaffen, die den Einheimischen als Einnahmequelle dienen konnten. Man hatte die Rechnung aber ohne den Wirt gemacht: Im Unterschied zu den Franzosen wandern die meisten Italiener nicht, und schon gar nicht von Ort zu Ort. Im Land der blühenden Zitronen fehlt oft die Tradition des weiträumigen Zufußgehens, die den Deutschen oder Franzosen so selbstverständlich erscheint. „Natur“ steht in Italien zwar hoch im Kurs, doch meint man damit den Aufenthalt im Freien, bei dem das Auto nicht weit entfernt steht, oder man meint das Abenteuer am Berg als eine Herausforderung, die den sportlichen Ehrgeiz befriedigt.

Dass sich dann doch das passende Publikum fand, ist das Verdienst eines Mannes, der bald zum führenden Alpengeographen im deutschsprachigen Raum werden sollte: Werner Bätzing war noch Student, als er Mitte der achtziger Jahre die offiziellen Wegbeschreibungen übersetzte und sie mit geographischen, sozialgeschichtlichen und entwicklungspolitischen Hintergrundinformationen anreicherte. Dass sich die Verleger nicht um sein Manuskript reißen würden, hatte ihn nicht überrascht. Denn was man in Deutschland damals vom Piemont kannte, waren allenfalls die Feinschmeckerreviere der Langhe und des Monferrato. Dass es so weit im Süden noch viertausend Meter hohe Berge gab, war kaum jemandem bewusst. Noch weniger ahnte der in Bayern oder Österreich sozialisierte Alpenwanderer, welche grandiosen Aussichten ihn erwarten, wenn die Landschaft auf wenigen Kilometern von dreitausend Metern bis fast auf Meereshöhe abfällt.

Jeder, der damals den weiten Weg in die piemontesischen Alpen auf sich nahm, fand auch sonst vieles, mit dem er nicht mehr gerechnet hatte: gewachsene Bergdörfer, die noch nicht von Wintersportinfrastrukturen und Zweitwoh-nungssiedlungen entstellt waren, oder

uralte Steinbogenbrücken und Backhäuser, die noch auf ihre touristische Inszenierung warteten – eine Welt also, die sich der Moderne verweigerte und in der die Rede von „Geschichte auf Schritt und Tritt“ keine bloße Floskel war. Diese Gegenwart zum frei flottierenden Alpenkommerz kennenzulernen hatte aber ihren Preis: Von professionellen Wegmarkierungen konnte keine Rede sein, die Wanderkarten waren eine Katastrophe, und die Verständigung konnte zu einem ernststen Problem werden. In den Bergen des Piemont fand und findet sich kaum jemand, der Deutsch oder Englisch spricht. Ein Übriges tat die Natur: Die hohen Niederschlagsmengen lassen die süd-alpine Vegetation im Frühjahr verschwenderisch sprießen, vor allem in den moderaten Höhen, in denen man zu meist unterwegs ist. Wege, die nicht regelmäßig begangen werden, versinken hier schnell in hohem Gras und undurchdringlichem Buschwerk.

Angesichts all dieser Umstände mutet es fast wie ein Wunder an, dass es die piemontesische Alpentraverse fünfund-dreißig Jahre nach ihrer Eröffnung noch immer gibt. Es ist aber kein Wunder, sondern das Resultat konkreter Hilfe von außen. Gert Trego vom Archiv der Weitwanderer in Oldenburg hatte sich Anfang der neunziger Jahre die Rettung der GTA zur Lebensaufgabe gemacht. Sein Verein wurde zur Anlaufstelle, bei der man sich mit Wanderführern und Informationsmaterial versorgen konnte. Nach seinem Tod übernahm der Zürcher Rotpunktverlag die Publikation der beiden Führer, die dort soeben in völlig überarbeiteter, siebter Auflage erschienen sind. Der entscheidende Durchbruch kam allerdings erst 2006, als sich der italienische Alpenverein CAI verpflichtete, die Markierungsarbeiten zu übernehmen. Und schließlich wurden in jüngster Zeit auch brauchbare Wanderkarten gedruckt, die so lange Zeit gefehlt hatten.

Das alles hat dazu geführt, dass sich die Nachfrage auf einem überlebensfähigen Niveau stabilisiert hat. In den meisten „posti tappa“ werden pro Saison etwa dreihundert Übernachtungen gezählt, was nicht viel zu sein scheint, bei den Gastgeber aber doch die nötige Eigeninitiative in Gang gebracht hat – was an frisch renovierten Gasträumen und Schlafsälen zu sehen ist. Außerdem wurden etliche Lokale und Quartiere neu er-

öffnet, seit 2010 allein fünfundachtzig neue Unterkünfte, in der Regel Bed & Breakfasts, Agriturismo-Betriebe und Rifugi escursionisti, die im Nebenerwerb geführt werden. Natürlich wurden diese nicht ausschließlich für die deutschsprachige Fernwandererszene eröffnet. Ob sie aber ohne diese entstanden wären, darf bezweifelt werden. Und Werner Bätzing freut sich besonders darüber, dass das alles ohne Fremdkapital geschehen ist. „Die GTA erfüllt somit den Tatbestand einer endogenen Entwicklung – mit regionalwirtschaftlichen Effekten, an die noch vor zwei Jahrzehnten niemand geglaubt hätte.“ Damit sei erwie-



sen, dass die Globalisierung nicht die alternativlose Entwicklungslinie des einundzwanzigsten Jahrhunderts sei, sondern „die Alpenbewohner auch andere Wege gehen können als die des Massentourismus, des Eventmarketings und der Immobilienspekulation“.

Dass das Modell auch auf andere Alpenregionen übertragen werden kann, heißt das allerdings nicht. Denn die GTA konnte nur deshalb zum Erfolg werden, weil zwischen Gran Paradiso und Monte Viso ansonsten alles brachliegt. Dort, wo sich ein Tourismus der großen Zahl etabliert hat, erreichen nachhaltige Initiativen kaum jemals die Wahrnehmungsschwelle. Und wenn inzwischen auch anderswo mit Fernwanderwegen gewonnen wird, geht es meist nicht um einen Kurswechsel in der Tourismuspolitik, sondern um ein kleines Zusatzangebot, das das Image aufpolieren soll.

Bemühungen um eine nachhaltige Tourismusentwicklung sind auch bei den regionalen Entscheidungsträgern nicht zu erkennen. In der Agenda der Provinzpolitiker steht die GTA nach wie vor an letzter Stelle. Bestes Beispiel dafür ist das oberste Sesiatal, in dem man dank des Ski-gebiets am Monte Rosa am ehesten noch über die nötigen Geldmittel für neue Initiativen verfügt. Nur drei Kilometer von der Touristenhochburg Alagna entfernt zweigt das nahezu menschenleere Vognatal ab, dem Eberhard Neubronner mit seinem Buch „Das schwarze Tal“ ein literarisches Denkmal gesetzt hat. Obwohl die GTA hier das einzige touristische Angebot ist und vierhundert Übernachtungen im Jahr generiert, hat man es in drei Jahrzehnten nicht geschafft, ein altes Wegstück der Antica Via d'Aosta zu restaurieren, so dass der Wanderer zwei quälende Kilometer lang auf eine steil ansteigende Asphaltstraße ausweichen muss. In Riva Valdobbia, das am unteren Talende liegt, hat man zudem ein Privathaus und ein Trinkwasserreservoir direkt auf die historische Trasse gebaut. Dass damit ein Kulturdenkmal ersten Ranges in Mitleiden-schaft gezogen wird, scheint hier niemanden zu interessieren.

Trotzdem darf man die positiven Auswirkungen der GTA nicht unterschätzen. Mit den Rucksackträgern aus dem Norden hat sich für die meisten lokalen Akteure eine Perspektive eröffnet, die diese auch zu verteidigen bereit sind. Die Anfälligkeit für Spekulationsprojekte hat sich bei ihnen jedenfalls deutlich abgeschwächt. Sie wissen inzwischen, was funktioniert und worauf sie sich verlassen können. Das gilt auch für die nicht mit Auto oder Seilbahn erreichbaren Berggipfeln, in denen mittlerweile der größte Teil der Übernachtungsgäste aus dem deutschsprachigen Raum kommt. Und im Vognatal hat die GTA sogar eine Familie gerettet. Silvano und Silvana Vaira betreiben am Ende der Fahrstraße eine kleine Trattoria und bieten im Dachgeschoss des alten Schulhauses ein einfaches Matratzenlager an. Drei ihrer vier Kinder leben und arbeiten noch im Tal, weil die Langstreckenwanderer die entscheidenden Nebeneinkünfte bringen. Zwanzigttausend Euro dürften mit ihnen jährlich umgesetzt werden – das macht den Unterschied zwischen Bleiben und Weggehen aus.

Die wirtschaftlichen Effekte der GTA bleiben indes auch deshalb begrenzt, weil viele Übergänge auf mehr als zweitausend Meter Höhe liegen und sich die Sai-

son dadurch auf die kurze Zeitspanne zwischen Mitte Juni und Mitte September verkürzt. Wichtiger als die konkreten Erlöse sind aber ohnehin die Impulse, die die GTA an Ort und Stelle erzeugt. Und da hat sich einiges getan. Es gibt kaum noch eines der vergessenen piemontesischen Täler, in dem in den vergangenen Jahren nicht ein professionelles Wanderwegnetz oder wenigstens ein taleigener Rundwanderweg angelegt worden wäre. Warum, ist klar: Man will die Gäste länger im Tal halten und neue Kundenkreise ansprechen, die kürzere Etappen bevorzugen, es also etwas weniger anstrengend mögen. Erst wenn das Angebot in die Breite geht, kann der Wandertourismus zum bedeutenden Wirtschaftsfaktor werden.

Verblüffend gut gelungen ist das im Mairatal, in dem ein paar glückliche Umstände zusammenkamen. Es gab dort ein engagiertes, deutsch-österreichisches Paar, das schon einen touristischen Mikrokosmos aufgebaut hatte, dazu einen Talpolitiker, der die große Chance des „Escursionismo“ erkannte, und ein Schweizer Autorenduo, das einen deutschsprachigen Wanderführer verfasste. Es ist eher ein Wanderlesebuch, das „Antipasti und alte Wege“ heißt und mittlerweile in der achten Auflage erschienen ist. Allein schon der Titel macht deutlich, dass die Hobbygeber nicht in erster Linie wegen der Berge kommen, sondern wegen der Ursprünglichkeit, den Wegen nach menschlichem Maß und der großartigen piemontesischen Küche.

Diese positive Entwicklung macht jedoch schon am Colle Sampeyre halt. Im Nachbartal, dem Val Varaita, scheint die Welt gerade unterzugehen. Hier hat man allzu lange auf den Wochenendtourismus der Turiner vertraut und auf die Gäste aus Frankreich, die im Sommer über den dank der Tour de France bekannten Colle d'Agnello ins Tal kamen. Diese Stammgäste sterben jedoch langsam aus, die Apartments in den fünf- bis sechsstöckigen Condomini stehen leer, weil sich keine Käufer mehr finden. In Casteldelfino, dem wirtschaftlichen Zentrum des oberen Tals, sind von den einst dreizehnhundert Einwohnern nicht einmal fünfzig übriggeblieben. Fünfhundert Jahre lang gehörte Casteldelfino zu den wichtigsten Orten einer prosperierenden Bauernrepublik, den Gran Escartons. Von dieser große Geschichte ist im Wilden Westen Italiens nicht viel übrig geblieben – außer einem großen Weg, der Grande Traversata delle Alpi.